

Besprechungen/Reviews/Comptes rendus

- Gunilla Florby, Mark Shackelton, Katri Suhonen (eds.), *Canada: Images of a Post/National Society*, Bruxelles: P.I.E. Peter Lang, 2009 (Wilfried von Bredow)
- Karsten Jung, *Of Peace and Power: Promoting Canadian Interests through Peacekeeping*, Frankfurt/M.: Peter Lang, 2009 (Wilfried von Bredow)
- Jörk Broschek, *Der kanadische Föderalismus. Eine historisch-institutionalistische Analyse*, Wiesbaden: VS Verlag, 2009 (Christian Lammert)
- Rosemary Chapman, *Between Languages and Cultures. Colonial and Postcolonial Readings of Gabrielle Roy*, Montréal-Kingston: McGill-Queen's University Press, 2009 (Fritz Peter Kirsch)
- Sara Thomas, *Frankophonie im Hohen Norden Kanadas: Yukon, Nordwest-Territorien, Nunavut*, Heidelberg: Synchron 2009 (Helga E. Bories-Sawala)
- Jörk Broschek, *Der kanadische Föderalismus: Eine historisch-institutionalistische Analyse*, Wiesbaden: VS Verlag, 2009 (Christoph Vatter)
- Maria Löschnigg/Martin Löschnigg (eds.), *Migration and Fiction: Narratives of Migration in Contemporary Canadian Literature*, Anglistische Forschungen 396, Heidelberg: Winter, 2009 (Nora Tunkel)
- Thomas Waugh, *The Transgression of Romance in Canada. Queering Sexualities, Nations, Cinemas*, Montreal et al.: McGill-Queens University Press, 2006 (Michael Heinze)

Gunilla Florby, Mark Shackelton, Katri Suhonen (eds.), *Canada: Images of a Post/National Society*, Bruxelles: P.I.E. Peter Lang, 2009 (386 pp.; ISBN 978-90-5201-485-2; pb.; € 42,75)

Dieser Sammelband umfasst 28 Beiträge von der 8. Triennial Nordic Conference in Canadian Studies, die im August 2005 in Turku stattfand. Erschienen ist sie in der verdienstvollen, von Serge Jaumain (Centre d'études canadiennes, Université Libre de Bruxelles) herausgegebenen Reihe „Canadian Studies“. Seit 2005 wurden inzwischen bereits 19 Monographien und Sammelbände in dieser Reihe publiziert. Das allein spricht schon für die Produktivität der

inzwischen selbstverständlich multidisziplinären und international vernetzten Kanada-Studien. Quantität muss freilich nicht in jedem Fall akademische Qualität implizieren.

Nach einer kurzen Einführung werden die Beiträge in vier Teilen präsentiert. Im ersten werden Texte zu politischen und wirtschaftlichen Aspekten des post/nationalen Staates vorgestellt. Im zweiten Teil geht es um Images einer nationalen und multikulturellen Gesellschaft. Dem schließt sich im dritten Teil eine Reihe von Beiträgen zu Exil und Migration an. Im vierten Teil werden literarische Werke kanadischer Autorinnen und Autoren unter der Leitfrage nach den unterschiedlichen Vorstellungen über den post/nationalen Staat untersucht. Den

Abschluss bildet ein Mail-Art-Projekt von Susan Gold/Smith „Nobel Flags of Peace“, ein Auftragswerk für die Konferenz in Turku.

Spätestens an dieser Stelle kommt man nicht mehr um die Frage nach der Funktion und Bedeutung des Schrägstrichs im Titel des Bandes herum. Schließlich könnte man ja auch statt *post/national* einfach *postnational* oder *post-national* schreiben. Der Schrägstrich bringt das Schillernde des Adjektivs zum Ausdruck: im Post/Nationalen bleibt das Nationale sozusagen aktiv aufgehoben, Nationales und Nicht-mehr-Nationales bestehen nebeneinander und durchdringen sich. Man muss sich allerdings hüten, die Präposition teleologisch zu verstehen. Das Post/Nationale löst keineswegs als neues Stadium sozio-politischer und kultureller Entwicklung das Nationale als historisch überholt ab, und es muss überhaupt nicht als Schritt in Richtung auf eine grenzenlose Weltgemeinschaft angesehen werden. Auch deshalb nicht, weil man unter diesem Etikett auch Vorgänge, Wahrnehmungen und Werthaltungen antrifft, die eher an prä-nationale Epochen anzuknüpfen scheinen. Im Lichte *post/nationaler* Vorgänge gewinnt das Nationale jedoch in vielerlei Hinsicht eine veränderte Bedeutung. Die Inflation von Schrägstrichen in den Geistes- und Kulturwissenschaften der letzten Jahre nervt zwar zuweilen. Aber so wie in diesem Fall sind Schrägstriche manchmal durchaus sinnvoll.

Und so sind die allermeisten der in diesem Band versammelten Aufsätze auch intellektuell anregende, belehrende, in Einzelfällen zu kräftigem Widerspruch provozierende Texte. Dabei fällt übrigens auf, dass die Einstellung zum übergeordneten Gegenstand der Kanada-Studien, also zu Kanada, bei kanadischen Kanadisten häufig um einige Grade kritischer ist als bei ihren Kolleginnen und Kollegen außerhalb des Landes. So fragt Shauna Wilton (University of Alberta), ob Kanada inzwischen ein *post-nationaler* Staat geworden sei. Sie versteht darunter einen Staat, „which embraces a plurality of identities and, within the territorial boundaries of the state, the

construction of an inclusive as opposed to exclusive national community and the structural and institutional accommodation of diversity“ (S. 26). Das bleibt einigermaßen unklar. Über bestimmte Werte, die ja immer neben einer inklusiven auch eine exklusive Seite aufweisen, lässt sich das *post-nationale* Kanada jedenfalls nicht bestimmen. Am Ende, schlägt Wilton vor, ist Kanada auf dem Wege zur *Postnationalität*. Aber sie schränkt das auch wieder ein: „... today membership in the Canadian nation is not restricted on the basis of nationality, but of economics“ (S. 36).

Der *topos* von der Dominanz des Ökonomischen wird von Michael Keefer (University of Guelph) aufgegriffen und mit dem denkbar breitesten Pinsel ausgemalt zu einem vehementen Plädoyer gegen den Einfluss der (von ihm hauptsächlich als neoliberale Machenschaft erklärten) Globalisierung auf Staat und Gesellschaft Kanadas. „Widerstand gegen das Post-Nationale“ (ohne Schrägstrich), lautet seine Parole. Man wird unwillkürlich an den Kampf von Asterix und Obelix gegen die Römer erinnert. Eine Mehrheit der kanadischen Politiker, Medienmanager, Journalisten und Professoren habe sich in den Dienst der Unwahrheit gestellt und helfe bei der Unterdrückung der Wahrheit. Nur eine kleine und ehrenhafte Minderheit stelle sich dem in den Weg. Zwei dieser Wackeren stellt er dann etwas näher vor, nämlich Michel Chossudovsky und John McMurtry, und lobt vor allem auch ihre Kritik an der „devolution of American democracy into militarized totalitarianism“ (S. 46).

David G. Haglund (Queen's University Kingston) und Joseph T. Jockel (St. Lawrence University, Canton, N. Y.) beschäftigen sich in „The Non-Vanishing Border“ in erheblich kühlerem Ton mit den amerikanisch-kanadischen Beziehungen. Sie stellen fest, dass trotz der weitgehenden Wirtschaftsverflechtung beider Länder im FTA und NAFTA alle Befürchtungen, damit würde die Souveränität Kanadas praktisch ausradiert, nicht eingetroffen sind. Ausdruck dafür ist die Persistenz der Grenze zwischen beiden

Ländern: „This focus on the non-vanishing border serves the two countries' mutual interest in trade, while it meets America's security needs and assuages Canada's anxieties about identity and sovereignty“ (S. 68).

Ein besonders schöner Text dieses ersten Teils sind die Reflexionen von Alain A. Grenier (Université de Québec à Montréal) über den Norden als wirkliche und Traumgeographie („Tourisme et nostalgie pour une espèce menacée qu'on appelle le Nord“). Außerdem finden sich dort noch Texte von John Robinson (York University) „The Post/National Society and the Canadian Economy“ sowie von Harvey Schwartz (York University) „Canada's Largest City in a Post-National Society“.

Im zweiten Teil des Bandes dominieren die Texte aus der Literaturwissenschaft. Carole Gerson (Simon Fraser University) analysiert die Publikationsgeschichte von L. M. Montgomery's „Anne of Green Gables“, David Staines (University of Ottawa) fragt nach dem Einfluss von Stephen Leacock's „Sushine Sketches of a Little Town“ auf spätere kanadische Autoren, Katri Suhonen (Université de Tampere) zentriert ihre Analyse von Marie-Claire Blais' „Une saison dans la vie d'Emmanuel“ um den meteorologischen und metaphorischen Winter, Janne Korkka (University of Turku) untersucht frühe Schriften von Rudy Wiebe, Albert-Reiner Glaap (Universität Düsseldorf) geht Gegenwartsproblemen in kanadischen Theaterstücken jüdischer Autoren nach und Eve-Irène Terrien (New York University) beschäftigt sich mit dem Theatermann Denis Marleau aus Québec. Aus den ebenfalls kultur- und literaturwissenschaftlich geprägten Texten der beiden letzten Teile seien die Ausführungen von Gunilla Florby (Göteborg University) zu M. G. Vassanji, von Mark Shackelton (University of Helsinki) zu Tomson Highway und von Markus M. Müller (Universität Trier) zu Suzette Mayr und Thomas King hervorgehoben.

Insgesamt ist es den Herausgebern gelungen, aus den Tagungsbeiträgen in Turku einen Band zusammenzustellen, der an

vielen Stellen dazu verführt, sich festzulesen und zu den literarischen Primärtexten zu greifen. Die Frage nach dem Post/Nationalen der kanadischen Gesellschaft ist, wie nicht anders zu erwarten, auch wegen der vielen verschiedenen Antworten darauf weiter ungeklärt. Aber das haben gute Fragen auf dieser Abstraktionsstufe so an sich.

Wilfried von Bredow

Karsten Jung, *Of Peace and Power: Promoting Canadian Interests through Peacekeeping*, Frankfurt/M.: Peter Lang, 2009 (138 pp.; ISBN 978-3-631-59255-7; pb.; € 24,50)

Die Masterarbeit von Karsten Jung ist eine gut lesbare Studie zur Rolle des *Peacekeeping* in der kanadischen Außen- und Sicherheitspolitik. Sie umspannt den ganzen Zeitraum, in dem dieses Instrument der internationalen Politik, das ja in gewissem Sinne von Kanada ‚erfunden‘ wurde, Anwendung gefunden hat, also von der Mitte der 1950er Jahre bis heute. Der Autor kennt sich in dem Thema sehr gut aus. Freilich gehört es zu den Gepflogenheiten akademischer Abschlussarbeiten, dass man dies auch mit einer gewissen Betonung zeigt. Insgesamt 681 Fußnoten (auf 109 Textseiten) und 16 Seiten Literaturverzeichnis wollen respektiert werden. Mit Recht. Es dürfte nicht einfach sein, einigermaßen relevante Literatur zum Thema ausfindig zu machen, die der Autor übersehen hat (vielleicht hätte er auf einzelne Schriften von Allan Gotlieb eingehen sollen).

Überaus originell ist Jungs Ausgangsthese nicht. Das liegt nicht zuletzt daran, dass er mit einem Konzept arbeitet, das viel zwiespältiger ist, als es bei ihm zum Ausdruck kommt. Eine Mittelmacht wie Kanada könne nicht in derselben Weise weltweit präsent sein wie die Großmächte. Deshalb sei es sinnvoll, sich auf bestimmte Bereiche

in der Weltpolitik zu konzentrieren, um sich dort besonders hervor zu tun und dabei die eigenen nationalen Interessen besonders wirkungsvoll zur Geltung bringen zu können. Dieses Konzept heißt Nischendiplomatie. Das klassische *Peacekeeping* während des Ost-West-Konflikts war sozusagen ein nischendiplomatisches Markenzeichen Kanadas. Seit 1990 hat es, auch in Folge veränderter Konfliktlagen, diesen Status eingebüßt. Der Autor postuliert, dass sich Kanada heute für das erweiterte, das robuste *Peacekeeping* oder *Peacebuilding* als Markenzeichen für die eigene Nischendiplomatie stark machen soll.

Diese nicht ohne Überzeugungskraft vorgebrachte These wird in den einzelnen, chronologisch angelegten Kapiteln des Buches illustriert und analysiert. Dabei sind nicht so sehr die Kapitel über die „goldenen Jahre“ der kanadischen Diplomatie von Interesse (es gab da auch viel Blattgold). Ungefähr ab Seite 50 geht es um die Veränderungen der sicherheitspolitischen Landschaft nach 1990 und die Probleme, auf welche Kanada beim Engagement nach dem Muster des klassischen *Peacekeeping* gestoßen ist – in Somalia, in Bosnien-Herzegowina oder in Ruanda. Die Lehre aus diesen durchwegs unerfreulich verlaufenen Einsätzen lautet: Friedensmissionen, gleichviel, ob als humanitäre Intervention, Krisenprävention oder Terrorismus-Bekämpfung, setzen eine andere Art Einsatz von militärischen und zivilen Instrumenten voraus.

Mit der Propagierung der Vorstellung von *Human Security* und mit der Triple D-Rhetorik (*Defence, Diplomacy, Development*) durch die Regierungen Chrétien und Martin seien, so Jung, die Signale dafür gestellt worden, dass Kanada in Zukunft eine besondere Nische für seine Außen- und Sicherheitspolitik besetzen kann, eben die *Peacebuilding*-Nische. Diese Empfehlung geht weitgehend konform mit der aktuellen Außen- und Sicherheitspolitik Ottawas. Sie ist, wie es früher etwas abschätzig in den Sozialwissenschaften hieß, weitgehend affirmativ. Das ist es aber nicht, was den Wert der Studie schmälert. Vielmehr hätte man sich

doch einen etwas rigoroseren theoretischen Zugriff gewünscht. Das Nischenkonzept hat nämlich auch deutlich erkennbare Schwachstellen. Jung zitiert zwar die Kritiker dieses Konzepts (z. B. Nossal), aber er nimmt ihre Argumentation nicht wirklich auf und setzt sich nicht mit ihnen auseinander. So bleibt die Rahmenkategorie des nationalen Interesses ziemlich im Vagen hängen. Und wie man an der Verlaufskurve des kanadischen Engagements in Afghanistan ablesen kann, lässt sich mit *Peacebuilding*-Einsätzen manchmal kein Blumentopf gewinnen. Manche Beobachter der internationalen Politik glauben sogar, die Erfolgschancen für derlei Einsätze würden künftig noch weiter abnehmen. Westliche Länder haben wachsende Schwierigkeiten, in ihrer jeweiligen Öffentlichkeit für solche Einsätze die nötige Unterstützung zu bekommen. Im übrigen sind die Motivationen für Einsatzentscheidungen breit gefächert und haben manchmal z. B. mehr mit der Innenpolitik, Mediendruck oder Bündnispolitik als mit den Vorgängen vor Ort zu tun.

Zu solchen Überlegungen regt die Studie von Jung an, das ist ihr Verdienst, vor allem auch, weil der Verfasser die historische Entwicklung der kanadischen *Peacekeeping*-Politik zuverlässig nachgezeichnet hat. Der Autor selbst weicht solchen Überlegungen allerdings aus; das ist ein bisschen bedauerlich.

Wilfried von Bredow

Jörk Broschek, *Der kanadische Föderalismus: Eine historisch-institutionalistische Analyse*, Wiesbaden: VS Verlag, 2009 (389 S.; ISBN 978-3-531-16336-9; € 49.90)

Der kanadische Föderalismus ist neben dem US-amerikanischen einer der ältesten auf der Welt. Das spricht für seine Stabilität und Funktionsfähigkeit. Er hat aber auch einige tief greifende Integrationskrisen überstanden, als prominentestes Beispiel wohl die

beiden Unabhängigkeitsreferenden in der überwiegend francophonen Provinz Quebec 1980 und 1995. Dies verweist einerseits auf Probleme in der föderalen Organisation, aber zugleich auch auf erfolgreiche Bearbeitungsmuster, schließlich existiert Kanada als föderaler Staat auch nach 143 Jahren noch. Das föderative System scheint also anpassungs- und wandlungsfähig zu sein, um grundsätzliche politische, soziale und ökonomische Veränderungsprozesse, wie sie im 20. Jahrhundert aufgetreten sind, erfolgreich in den etablierten Strukturen zu verarbeiten. Welche Faktoren machen den einen Föderalismus wandlungs- und anpassungsfähiger, welche führen in anderen Systemen zu Blockaden und der viel zitierten Politikverflechtungsfalle.

Diese Frage nach den Entwicklungsdynamiken föderaler Systeme beschäftigt auch Jörg Broschek in der hier vorliegenden Analyse zum kanadischen Föderalismus. Aus einer historisch-institutionalistischen und zugleich auch vergleichenden Perspektive wird dabei die Entwicklung des kanadischen Föderalismus seit 1867 nachgezeichnet. Die Studie orientiert sich an der in der vergleichenden Föderalismusforschung gängigen Unterscheidung von inter- und intrastaatlichem Föderalismus und versucht zugleich die Forschungsansätze des historischen Institutionalismus und des Pfadabhängigkeitstheorems für die Analyse nutzbar zu machen, bzw. deren Grenzen in der Erklärungsreichweite für die Föderalismusforschung auszuloten. Nach zwei theoretisch ausgerichteten Kapiteln, die die Debatte um den historischen Institutionalismus und Pfadabhängigkeitsansätze einerseits und die Differenzierung zwischen intra- und interstaatlichem Föderalismus fundiert und problemorientiert nachzeichnen, werden im 5. Kapitel in einer synchronen Vergleichsperspektive die relevanten Untersuchungsdimensionen herausgearbeitet. Hier liegt auch eine der Stärken der vorliegenden Untersuchung, weil der Verfasser Föderalismus als dreidimensionales Phänomen versteht, mit einer Akteurs-, einer Ideen- und einer institutionellen

Ebene. Dieser komplexe Analysezugang macht die Arbeit vielschichtig und differenziert.

Dem eigentlichen Untersuchungsgegenstand, den Entwicklungsdynamiken des kanadischen Föderalismus, gelten die folgenden vier Kapitel. Die Bundesstaatsgründung 1867 wird als kritische Weggabelung in der Entwicklung des Föderalismus in starker Anlehnung am Pfadabhängigkeitstheorem eingeführt. Daran anschließend werden drei föderative Regimes in chronologischer Reihenfolge differenziert. Dieser Teil der Arbeit besticht nicht nur durch seine empirische Vielschichtigkeit, zugleich werden alle relevanten Forschungsdiskussionen zum kanadischen Föderalismus, der Staatsentwicklung in Kanada allgemein und der Parteiensysteme mit diskutiert, so dass ein komplexes und differenziertes Forschungsbild vor dem Auge des Lesers entsteht. In der Bundesstaatsgründung, so eine zentrale These der Arbeit, sind sowohl Elemente eines interstaatlichen als auch eines intrastaatlichen Föderalismus integriert worden, was der Verfasser in erster Linie aus einem kontingenten Zusammentreffen struktureller und situativer Faktoren erklärt. In den Kapiteln zu den drei föderativen Regimes arbeitet Jörg Broschek dann heraus, wie sich im Laufe der Zeit die interstaatlichen Elemente zunehmend haben durchsetzen können, was dann letztendlich auch erklärt, dass in Kanada der exogen und endogen erzeugte Veränderungsdruck relativ leicht in weit reichende Anpassungs- und Innovationsleistungen übersetzt werden konnte. Hier unterscheidet sich beispielsweise der kanadische Föderalismus deutlich von seinem deutschen Gegenpart, der eine weit geringere Anpassungsleistung vollbringt.

Die folgende Analyse der drei föderativen Regimes aus der Perspektive der Pfadabhängigkeitsthese führt dann immer wieder zu widersprüchlichen Ergebnissen. Auf der einen Seite zeige sich ein hohes Maß an Pfadabhängigkeit, andererseits auch ein hohes Maß an Wandel in Richtung eines interstaatlichen Föderalismusmodells im

ersten föderativen Regime, eine Entwicklungsdynamik, die sich dann in den folgenden Regimes deutlich stabilisiert. Geradezu auf den Punkt gebracht wird dieses widersprüchliche Ergebnis im Schlussteil der Arbeit, wenn der Verfasser konstatiert: „Der kanadische Föderalismus ist einerseits in hohem Maße pfadabhängig, andererseits ist er dies gerade nicht“ (S. 354).

Überzeugend ist die Arbeit in der Konzeptionalisierung des Föderalismus als eines mehrdimensionalen Regimes, das die komplexe Realität und auch die Veränderungsprozesse im System über die breite Zeitperiode gut erfassen und erklären kann. Auch der vergleichende Zugang dieser Fallstudie überzeugt durch die gewählte Fragestellung und die konkrete Einbettung in die Typologien der vergleichenden Föderalismusforschung, ohne einer zu starken Abstrahierung des komplexen Phänomens anheimzufallen.

Weniger überzeugend wirkt die Anwendung des Pfadabhängigkeitstheorems auf die Entwicklung des kanadischen Föderalismus, zu widersprüchlich und differenziert sind hier die Forschungsergebnisse, wie der Verfasser im Schlussteil selbst konstatiert und was hier nicht primär als Kritik an der Studie aufgefasst werden soll. So gesehen beleuchtet die Studie auch Schwachstellen der Pfadabhängigkeitsthese, die in der Anwendung auf die Föderalismusforschung deutlich werden. Je komplexer die zu untersuchenden Systeme, desto schwieriger scheint die Anwendung der Pfadabhängigkeitsthese. Zu viele Teilsysteme, Politikbereiche, politische Institutionen und Akteurskonstellationen wirken hier zusammen, die jeweils eigenen Entwicklungsdynamiken und „Pfade“ folgen. In der Studie wird das am Beispiel der Parteiensysteme der einzelnen Provinzen und auch der Sozialpolitik eindrucksvoll dargestellt. Hier hätte es der Arbeit gut getan, diese Defizite stärker zu akzentuieren. Unklar bleibt in diesem Zusammenhang auch die Konzeptionalisierung der kritischen Weggabelung. Diese kann natürlich immer erst ex post diagnostiziert werden und selbst dann

bleibt unklar, wann von einer solchen Weggabelung gesprochen werden kann und wann Veränderungen noch im Rahmen des etablierten Pfades interpretiert werden. Bei der dieser Studie zugrunde gelegten Phaseneinteilung des kanadischen Föderalismus müsste stärker thematisiert werden, ob es sich hier um solche Weggabelungen handelt und in welchem Zusammenhang solche Periodisierungen generell zur Pfadabhängigkeit stehen. Manche ‚Pfade‘, wie beispielsweise der des kanadischen Föderalismus scheinen breit genug angelegt zu sein, um vielfältige Anpassungs- und Innovationsprozesse zu erlauben, ohne dass der eingeschlagene Weg verlassen werden muss.

Insgesamt liegt hier eine eindrucksvolle, detailkenntnisreiche und gut strukturierte Analyse der Entwicklung des kanadischen Föderalismus vor, die durch den originellen Forschungszugang und die Verbindung von Ansätzen der vergleichenden Föderalismusforschung mit dem historischen Institutionalismus und den Thesen zur Pfadabhängigkeit auch einen wichtigen Beitrag zu dieser Theorie-Debatte leistet.

Christian Lammert

Rosemary Chapman, *Between Languages and Cultures: Colonial and Postcolonial Readings of Gabrielle Roy*, Montréal-Kingston: McGill-Queen's University Press, 2009 (308 pp.; ISBN 978-0773534964; C\$ 95.00)

Das Sprichwort, demzufolge gut Ding Weile braucht, lässt sich auf Bücher wie dieses bequem anwenden. Chapmans klug argumentierende und mit didaktischem Geschick angelegte Studie zu den wichtigsten Aspekten der Position Gabrielle Roys zwischen Frankophonie und Anglophonie schließt eine Forschungslücke, die schon viel zu lange klafft. Dort wo Literaturwissenschaft auf Themen trifft, die politische und kulturelle Gegensätze berühren, bedarf es

offenbar besonders lange währender Nachdenkprozesse, bis es jemand wagt, heikle Fragen aufzuwerfen und eingehend zu diskutieren.

Der geistige Werdegang und damit das gesamte Schaffen der Schriftstellerin Gabrielle Roy wird gemäß Chapmans Darstellung von einem tiefgreifenden Kulturkonflikt geprägt. Da ist einerseits die britisch-loyalistische Komponente in der Gesellschaft des Red-River-Gebietes und später der kanadischen Provinz Manitoba, die mit autoritären Mitteln im Sinne politischer wie auch kultureller Vereinheitlichung wirkt, andererseits der zähe Widerstand der frankophonen Minderheit, die zum Teil auf halblegale Weise um die Bewahrung ihrer Eigenart und ganz besonders ihrer Sprache kämpft. Der Bildungsweg der 1909 geborenen Gabrielle Roy beginnt in einer Zeit, in der die Provinzbehörde unter dem Vorwand, das Niveau des Unterrichts müsse verbessert werden, das Französische in der Schule abschafft. Das kulturpolitische Tauziehen in Manitoba während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird in der vorliegenden Arbeit ebenso ausführlich beleuchtet wie seine Auswirkungen auf die junge Gabrielle Roy im Zwiespalt zwischen der unterdrückten, sich mitunter in die Klandestinität flüchtenden Frankophonie, mit der sich die Schülerin spontan identifiziert (auch wenn sie mit Klerikalismus und konservierender Heimpflege bei der Minderheit wenig anfangen kann), und andererseits der Anziehungskraft, welche die anglophone Kulturwelt bei all ihrer imperial-unitaristischen Selbstherrlichkeit als Zugang zu den literarischen Schätzen Englands und der weiten Welt zu entfalten vermag.

Dieses Spannungsverhältnis wird von Chapman ohne Rücksicht auf irgendeine ‚political correctness‘ analysiert – schon in der Einleitung und dann über weite Strecken der Darstellung geht es um Macht und Ohnmacht („Power Relations“, „The Language of Power“, „The Discourse of Resistance“, um nur einige Überschriften anzuführen). Die „Ambivalences of Learning to be Canadian“, wenn z. B. die Schulbücher auf beiden

Seiten nationalistisches Geschütz in Stellung bringen, werden deutlich gemacht, speziell im Hinblick auf widersprüchliche Bewusstseinsprozesse bei den SchülerInnen („wide range of patterns of assimilation or resistances“). Im Falle von Gabrielle Roy führt diese Gegensätzlichkeit gemäß der Darstellung Chapmans zu einem lebenslang durchgehaltenen Balanceakt zwischen den Kulturen, der ihr Schaffen in die Nähe der literarischen Produktion von AutorInnen mit Migrationshintergrund rückt.

Hers was a very particular case of the ambivalent position of the “colon colonisé (colonized colonizer)”, partly complicit in and partly resistant to the processes of assimilation exemplified in the double education she experienced in Manitoba. (S. 245).

Sehr zahlreich und hochinteressant sind Chapmans Beobachtungen sprachlich-kultureller Interferenzen in Roys Texten. Geradezu eine Kostbarkeit stellt m. E. das 46 Seiten umfassende Kapitel über die Übersetzungen von Roys Erzählungen ins Englische und die Beziehung der Autorin zu ihren ÜbersetzerInnen dar. In diesen Analysen von Zusammenhängen, die bisher von der Forschung wenig berücksichtigt wurden, liegt wahrscheinlich die Stärke von Chapmans Buch. Weniger überzeugend wirkt hingegen die in der zweiten Hälfte des Buches immer deutlicher hervortretende Tendenz, einen ‚hybriden‘ Aspekt bei Gabrielle Roy zu betonen und auf dieser Basis eine Entwicklung der Schriftstellerin von einer frankophonen zu einer „kanadischen“ Identität zu postulieren. Man könnte die Argumentation in dem Sinne umdrehen, dass die Fähigkeit Roys, so viele äußere Einflüsse in ihre Erzähldichtungen, autobiographischen Texte und Essays zu integrieren, für die kulturelle Potenz der Frankophonie in Nordamerika und speziell der kleinen Minderheit in Manitoba spricht. Aber nützt ein solches Aufrechnen dem Streben nach literaturwissenschaftlicher Erkenntnis?

Die Probleme, auf die der wissenschaftliche Austausch zwischen den vom Atlantik getrennten Kontinenten stößt, sind bekannt. Und doch ist es bedauerlich, wenn eine Studie, die so sorgfältig nordamerikanische Materialien zur Soziolinguistik einarbeitet, nicht einmal einen Seitenblick auf den Reichtum europäischer Forschung zu Sprachminderheiten und Kulturkonflikten wirft. Andererseits darf aber auch nicht übersehen werden, dass Rosemary Chapman gemäß dem programmatischen Untertitel ihres Buches bestrebt ist, ihre Arbeit auf solide theoretische Grundlagen zu stellen, und zwar im Bereich der Postcolonial Studies, die sie unter Berücksichtigung der ‚Klassiker‘ wie Bhabha oder Spivak, aber auch neuerer Arbeiten auf die Verhältnisse in der kanadischen Prärie anzuwenden versucht. Im Lichte dieser theoretischen Perspektivierung wird hervorgehoben, dass sich Gabrielle Roy um einen *modus vivendi* hinsichtlich der beiden Kulturen, an denen sie Anteil hat, bemüht und sich sozusagen im ‚in between‘, das zugleich ein ‚entre-deux‘ ist, häuslich niederlässt. Dabei kommt Chapman zustatten, dass sich Roy immer wieder allergisch gegen Essentialismen aller Art zeigte und speziell für den im zeitgenössischen Québec dominierenden Nationalismus harte Worte fand. Dennoch fällt es schwer, vorbehaltlos zuzustimmen, wenn es im Schlusswort heißt:

(...) Roy emerges as a bilingual and bicultural Canadian writer, writing in French and translated into English, a writer whose texts open up a place between languages, cultures and allegiances.

Angesichts einer solchen Formulierung kann man sich fragen, worin sich Gabrielle Roy von anderen frankophonen SchriftstellerInnen Kanadas im 19. und 20. Jahrhundert unterscheidet. Angesichts der defensiven Situation des Französischen – auch in Québec – sind „echte“ frankophone Einsprachler unter den Intellektuellen wohl die Ausnahme, und ins Englische übersetzte Québecer gibt es vermutlich mehr als ins

Französische übersetzte Anglokanadier. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Chapman den Übergang von Essentialismus zur Hybridität als Erlösung von alten Nationalismen und damit als Fortschritt feiert, statt aus der Distanz des wissenschaftlichen Beobachters geschichtlicher Prozesse nach Struktur und Funktion von Identitätskonstrukten zu suchen. Was den Bezug Gabrielle Roys zu Québec anlangt, so hätte die Verfasserin den starken Gegensatz zwischen den kulturellen Gegebenheiten in der mehrheitlich frankophonen Provinz und bei den Minderheiten des Westens herausarbeiten können. Aber genau das tut sie nicht, mit dem Hinweis, dass dies ein eigenes Buch erforderlich machen würde („Roy’s relationship with Quebec (and that of Quebec with Roy) is a subject for another book (...)“ S. 5). Montréal, so wie es Gabrielle Roy in der Darstellung Chapmans erlebt, das ist „The hybrid city“ (S. 206 ff.), in der sie ihre eigene anglofrankophone Hybridität wiederfindet. Es fällt schwer, der Autorin des Buches zu folgen, wenn sie Roys Werke als „linguistic hybrid texts“ (128) ansieht und es dabei bewenden lässt, dieses Schaffen als „a complex network of intercultural relationship“ (127) zu präsentieren.

Als ein Positivum des Buches von Rosemary Chapman kann gewertet werden, dass es zum Weiterdenken einlädt. Die Spannungsrelation von Anglo- und Frankophonie in Roys Schaffen wäre zu ergänzen durch die Beziehungen der Schriftstellerin zu einem Québec in der Zeit des defensiven Traditionalismus, bereits geprägt von Anzeichen der Veränderung, die sich ab 1959 verdichten. Es kann bezweifelt werden, dass die junge Nestflüchterin aus Saint-Boniface Montréal ausschließlich im Sinne des anglofrankophonen Gegensatzes erlebte. Da war auch der Kontrast zweier Ausprägungen der nordamerikanischen Frankophonie, der in Gabrielle Roy eine Art Kulturschock auslöste und sie veranlasste, die Begegnung mit einer teils vertraut wirkenden teils sehr fremden Welt durch Heranziehung ihrer manitobanischen Erfahrungen zu bewälti-

gen. Daraus folgt, dass Roys Schaffen diverse Orientierungen der québecer Literatur, die sich nach der *Révolution tranquille* nach und nach abzeichnen, gerade durch ihre Position als „Auswärtige“ vorwegnimmt, namentlich die Überwindung defensiver Enge und die Erkundung des Kontinents durch frankophone ProtagonistInnen, bis hin zur Neubewertung des alten *Voyageur-Mythos*, z. B. durch Jacques Poulin oder Roch Carrier.

Abschließend sei festgehalten, dass Chapmans Buch als Gesamtdarstellung der Bezüge Gabrielle Roys zur Anglophonie insgesamt gelungen und im Hinblick auf den Stand der Forschung äußerst willkommen erscheint, aber in ihrer Analyse kulturpolitischer Positionen der Schriftstellerin, die sich auf etwas einseitige Weise an den *Postcolonial Studies* orientiert, sehr viele Fragen offen lässt.

Fritz Peter Kirsch

Sara Thomas, *Frankophonie im Hohen Norden Kanadas: Yukon, Nordwest-Territorien, Nunavut*, Heidelberg: Synchron 2009 (136 S.; ISBN 978-3-939381-27-3; € 19,80)

Der Hohe Norden gerät nicht zuletzt wegen der sich abzeichnenden globalen Klimaveränderungen immer mehr in den Mittelpunkt des Interesses. Vor dem geistigen Auge erscheinen Gletscher, Eisbären, Robben, Inuit und Bodenschätze, aber Frankophone? Wer sind die ca. 2 500 Franco-Yukonnais, Franco-Ténois und Franko-Nunavois französischer Muttersprache in den drei nördlichsten Territorien Kanadas, die 40 % der Fläche, aber nur 0,3 % der Bevölkerung Kanadas ausmachen?

Die Antwort, die das Bändchen von Sara Thomas gibt, verwundert nicht: Es sind zum allergrößten Teil Zugewanderte aus anderen Teilen Kanadas, meist aus Québec, überdurchschnittlich qualifiziert und überwiegend im öffentlichen Dienst beschäftigt – kein Wunder,

da ja bei den kanadischen Bundesbehörden die englisch-französische Zweisprachigkeit zwar durchaus nicht Bedingung, aber doch erwünscht ist, und die weitaus meisten Bilingualen aus Québec kommen (40,8 % der Bevölkerung gegenüber 17,7 % im kanadischen Durchschnitt, 2006).

Aber auch wenn sie sich kaum noch in der frankophonen Präsenz unserer Tage niederschlagen, der Hohe Norden hat auch eine bedeutende französischsprachige Vergangenheit, von den Waldläufern des frühen Pelzhandels und der Entstehung von französisch-autochton gemischten Gesellschaften über die Gründung der Hudson Bay Company, an der die beiden Abenteurer Pierre-Esprit Radisson und Médard Chouart, Sieur des Groseilliers im ausgehenden 17. Jahrhundert maßgeblichen Anteil hatten, bis hin zu den Goldsuchern am Klondike und den Nebenfüßen des Yukon, die den franko-amerikanischen Handelsposten Dawson-City („Paris des Nordens“) Ende des 19. Jahrhunderts kurzfristig mit 16 500 Einwohnern zur größten Stadt westlich von Winnipeg und nördlich von Seattle anwachsen ließen, in ihrem Gefolge katholische Missionare, um die Autochtonen zu bekehren und für die weißen Siedler Gemeinden aufzubauen.

Nach einer konzisen und informativen Darstellung dieser historischen Wurzeln wendet sich Sara Thomas der aktuellen Frankophonie des Hohen Nordens zu, indem sie die Sprachgesetzgebung und die tatsächliche Situation in Schlüsselbereichen wie Verwaltung, Justiz, Medien, Bildungs- und Gesundheitswesen untersucht. Wie bei einer extrem minoritären Bevölkerungsgruppe kaum anders zu erwarten – die Frankophonen stellen zwischen 1,7 und 4 % der Bevölkerung in den drei Territorien dar und erreichen damit vergleichbare Zahlen wie in den kanadischen Provinzen außerhalb von Québec und Neubraunschweig – ist der Sog der *Assimilation* hin zum Englischen sehr stark und durch Absichtserklärungen in der Sprachgesetzgebung kaum aufzuhalten. Immerhin ist es den sehr aktiven Interessenverbänden gelungen, zu-

mindest in den Hauptstädten die Einrichtung frankophoner Klassen zu erreichen, die (insgesamt) von einer dreistelligen Zahl von Schülern besucht werden. Der Anteil derjenigen, die auf französisch aufgewachsen sind, aber in den von ihnen gegründeten Familien mit ihren Kindern nicht mehr französisch sprechen, ist jedoch – wie auch in den anderen stark minoritären nordamerikanischen Frankophonien – ungebrochen hoch.

Die Sprachgesetzgebung fußt in den drei föderalen Territorien, die Gegenstand des Bändchens sind, natürlich auf dem Prinzip der kanadischen Zweisprachigkeit, das hier, anders als in den Provinzen, direkt angewandt wird. Unterhalb dieser Ebene genießen die autochtonen Sprachen einen besonderen Status, wie z. B. sieben von ihnen in den Nordwest-Territorien. Nunavut müsste nun eine eigene Sprachgesetzgebung entsprechend den lokalen Gegebenheiten entwerfen, die von den Nordwest-Territorien sowie von Ottawa gebilligt werden müsste, denn von den 7 autochtonen Sprachen ist hier nur eine, nämlich Inuktitut (einschl. Innuinaqtun), maßgeblich. Die Bemühungen laufen auf eine gleichberechtigte Anerkennung von Englisch, Inuktitut und Französisch hinaus, zu der das (hier nicht explizit genannte) Rahmenabkommen zwischen Kanada und Nunavut zur Förderung des Französischen und des Inuktitut (2006) ein wichtiger Schritt ist.

Mit seinen sehr informativen und sorgfältig recherchierten Kapiteln und der hilfreichen Zusammenstellung von Karten aus dem Internet im Anhang stellt die Arbeit von Sara Thomas eine sehr lesenswerte Einführung in diese nördlichste Frankophonie der Erde dar. Gleichzeitig an Tiefe wie an Breite würde der Blick darauf gewinnen, wenn zum einen die sozialen Realitäten dieser Territorien auch jenseits der Frage nach der Frankophonie einbezogen würden – bei Schulabbrecherquoten von 64 % wird man über Prioritäten zwangsläufig anders nachdenken –, zum zweiten die Rolle der anglophonen Einwohner der Territorien, ihre Rolle in Wirtschaft und öffentlichem

Leben und in den Arbeitsmarkt-Hierarchien gegenüber Autochtonen wie Frankophonen nicht ausgeblendet würde, drittens explizitere Vergleiche zu den frankophonen Minderheiten in den anderen kanadischen Provinzen gezogen würden – daraus ließen sich auch Hypothesen über die Voraussetzung für ihr Überleben formulieren – und schließlich auch Nunavik, der nördlichste Teil der Provinz Québécois einbezogen würde, der sich anschickt, seinerseits Rechte auf Eigenständigkeit einzufordern: Dies alles würde nicht nur den Bezug auf übergreifende und stärker auch theoretisch zu fundierende Zusammenhänge erfordern, sondern vielleicht auch den Rahmen sprengen und den Anspruch übersteigen, den sich diese Studienabschlussarbeit gesetzt hat.

Es ist sicher jedenfalls ein Verdienst des Dresdener CIFRAQS, solche solide recherchierten Arbeiten durch eine Publikation der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen, namentlich, wenn es um entlegene und weithin unbekanntere Territorien geht. Allzu viel dergleichen schlummert sicher in den Rollschränken der Prüfungsämter, ohne dass jemals die Früchte der fleißigen Studien geerntet würden, die sie zusammengestellt haben. Auf dem Weg in die *terra incognita* Hoher Norden, der die Neugier der Forscher in nächster Zukunft sicher ist, hat Sara Thomas einen Schritt gesetzt, der Beachtung verdient.

Helga E. Bories-Sawala

Verena Berger/Fritz Peter Kirsch/Daniel Winkler (Hg.), *Montréal – Toronto. Stadtkultur und Migration in Literatur, Film und Musik*, Internationale Forschungen zur allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft, 110, Berlin: Weidler, 2007 (240 S.; ISBN 978-3-89693-492-5; € 38)

Montréal und Toronto – wie schon der Titel des Buches zeigt, stehen der Vergleich der

beiden ostkanadischen Metropolen, die vieles eint, aber auch vieles trennt, und damit auch die interdisziplinäre Betrachtung beider Städte mit ihren vielfältigen Kulturen im Zentrum des Bandes, der aus einer Sektion des XXIX. RomanistInnentages 2005 in Saarbrücken hervorgegangen ist. Der Untertitel verweist auf das Vorhaben der Initiatoren der Sektion und Herausgeber des Buches, nicht nur geographisch über den frankophonen Sprachraum hinaus zu blicken, sondern neben der Literatur auch kultur- und medienwissenschaftliche Aspekte zu berücksichtigen, die sich insbesondere in den Beiträgen zu Film und Musik widerspiegeln. Damit zeigt das Werk beispielhaft, dass die Kanadistik ein geeignetes Feld für fruchtbare Grenzüberschreitungen und Querverbindungen darstellt.

Das Werk gliedert sich in insgesamt vier thematische Kapitel, von denen jedes drei bis vier Aufsätze umfasst. Die ersten beiden sind jeweils Montréal und Toronto gewidmet, während die beiden letzten Teile mit Fragestellungen zum Zusammenhang von Jugendkultur und Migration sowie zur Migrantenliteratur transversal angelegt sind und Problembereiche behandeln, die für beide ostkanadische Metropolen aktuell sind.

In der konzisen Einleitung umreißen die Herausgeber das Ziel der Publikation, Neuorientierungen innerhalb der Romanistik insbesondere in Hinsicht auf Inter- und Transkulturalität sowie interdisziplinäre Öffnungen am gewählten kanadistischen Beispiel zu diskutieren, wozu auch sprachlich-kulturelle Kontaktzonen gehören, wie sie sich insbesondere zum anglophonen Sprach- und Kulturraum ergeben. Dass bei der Betrachtung kanadischer Großstädte der Bezug zu Migrationsprozessen und der zugehörigen kulturellen Äußerungen ins Zentrum rückt, liegt angesichts der aktuellen Debatten um Multikulturalismus und Identität – nicht nur – in Kanada auf der Hand.

Die vier Beiträge des dem ‚Mythos Montréal‘ gewidmeten Kapitels beleuchten literarische Widerspiegelungen der Québe-

cer Metropole. Während Peter Klaus in seiner Überblicksdarstellung des literarischen Montréal die Entwicklung von Klassikern der Québécois Literatur bis zu aktuellen Werken der ‚écriture migrante‘ aufzeigt, beleuchtet der Anglist Ludwig Deringer die Lyrik des Anglo-Montréalers Abraham Moses Klein, in der sich die Erinnerung an das verlorene jüdische Shtetl mit der Montréal-Lebenswirklichkeit des Migranten und der heiligen Stadt Jerusalem als Sehnsuchtsort vermischt. Trotz ähnlicher sprachlich-kultureller Wurzeln schreibt sich Mordecai Richler auf ganz andere Weise in das literarische Montréal ein. Elisabeth Damböck zeichnet dieses stark autobiographisch geprägte Stadtbild des streitbaren Schriftstellers über die gesamte Periode seines Schaffens nach. Ursula Moser wendet sich schließlich aktuellen Québécois Metrotexten bzw. U-Bahn-Poesie zu und zeigt auf, wie diese zeitgenössischen Autoren zwar Aspekte der Stadtliteratur aufgreifen, sich aber eher auf das Imaginäre eines ‚Nicht-Ortes‘ (M. Augé) beziehen.

Drei Texte, vornehmlich anglistischer Provenienz, sind im zweiten Kapitel der multikulturellen Metropole Toronto gewidmet. Während Paul Morris an zentralen Texten der englischsprachigen Literatur Kanadas die Realisierung des offiziellen kanadischen Multikulturalismus in Toronto nachzeichnet und die Stadt als postmodernen Raum der Weiterentwicklung des Konzepts als Entwicklung zu einer „postethnischen Gesellschaft“ (97) interpretiert, zeigt Lutz Schwalter in seinem Beitrag deutlich die Schwierigkeiten und Problemfelder auf, denen Einwanderer auf ihrem Integrationsprozess begegnen. Etwas aus dem thematischen Rahmen fällt der ebenfalls diesem Teil zugeordnete Beitrag von Robin Curtis, der sich anhand von Filmen armenisch-kanadischer Regisseure sehr fundiert und aufschlussreich mit der Rolle von Vergessen und Erinnerung im Kontext der Migration auseinandersetzt, sich jedoch nur indirekt mit der Stadt Toronto befasst.

Der dritte Teil des Bandes ist eher kulturwissenschaftlich ausgerichtet und aus-

schließlich der Montréaler Migrationsproblematik gewidmet. Jürgen Erfurts origineller Beitrag untersucht ausgehend vom Engagement von Protagonisten der haitianischen Migrantenliteratur wie Émile Ollivier kulturelle Normierungstendenzen durch sprach- und kulturpolitische Maßnahmen, in denen das Kreolische zu Gunsten des Französischen im Kontext der Alphabetisierung der Einwanderer zunehmend in den Hintergrund gedrängt zu werden und damit ein Stück kultureller Vielfalt verloren zu gehen scheint. Kulturelle Transfer- und Anpassungsprozesse in der Jugendkultur stehen im Zentrum des Aufsatzes von Magdalena Schweiger zum Montréal Rap, der sich nicht nur auf Texte, sondern auch auf Interviews mit Jugendlichen der Rap-Szene stützt. Der Beitrag von Verena Berger beleuchtet hingegen an Beispielen aus Literatur und Film das Konfliktpotenzial von Migration und nimmt die u.U. damit verbundene Beharrung auf kultureller Herkunft durch jugendliche Migranten in den Fokus ihrer Betrachtung.

Der letzte thematische Abschnitt des vorliegenden Buches setzt sich explizit mit der Problematik der ‚littérature migrante‘ auseinander. Klaus-Dieter Ertler zeigt in seiner Studie zum lateinamerikanischen Beitrag zur Québécoise Literatur die enge Verbindung zwischen beiden Kulturräumen auf, insbesondere zur Zeit der ‚Révolution tranquille‘, die als „Importprodukt aus Süd- und Mittelamerika“ (177) gelesen werden kann. In seiner Analyse von Texten von Sergio Kokis verweist Ertler zu Recht auf die häufig vernachlässigte wechselseitige Wirkung der Texte von Migranten, die erst durch die Verortung in Montréal möglich werden. Martin Küster setzt in seiner Analyse zweier zeitgenössischer Theaterstücke die Thematik des Bandes am konsequentesten um. Denn mit *Mambo italiano* (S. Galluccio, 2004) und *Fronteras americanas* (G. Verdecchia, 1997) beleuchtet er Grenzerfahrungen im Migrationskontext sowohl in Montréal als auch in Toronto und zeigt auf, dass diese Grenzen nicht nur kulturell oder räumlich, sondern auf vielfältige Art (eth-

nisch, sozial, sexuell ...) zu verstehen sind. Der Band schließt mit Daniel Winklers Betrachtung der Romane von Bianca Zagolin, die die Perspektive von ethnisch-kulturellen Aspekten auf universelle Probleme hin öffnet und bei der die Stadt Montréal weniger als multikulturelles Mosaik, sondern vielmehr als anonymer Ort präsent ist.

Der vorliegende Band zeigt Perspektiven zur parallelen Untersuchung von Montréal und Toronto auf und lädt ein, die transdisziplinären Möglichkeiten weiterzuführen und durch vergleichend-interkulturelle Studien zu vertiefen. Denn die meisten Beiträge sind romanistischer Herkunft, so dass ein deutlicher Fokus des Buches auf Montréal festzustellen ist. Trotz der ähnlichen Herausforderungen, denen sich beide Städte in Hinblick auf das multikulturelle Zusammenleben stellen müssen, bietet sich angesichts der Konkurrenz zwischen den Metropolen, die sich z. B. auch in ökonomischer oder historischer Hinsicht ausdrückt und nicht zuletzt auch auf die Provinzen Ontario und Québec auszuweiten wäre, eine Erweiterung des Projekts um andere, v. a. sozial- und gesellschaftswissenschaftliche Teildisziplinen der Kanadistik an.

Christoph Vatter

Maria Löschnigg/Martin Löschnigg (eds.), *Migration and Fiction: Narratives of Migration in Contemporary Canadian Literature*, Anglistische Forschungen 396, Heidelberg: Winter, 2009 (242 pp.; ISBN 978-3-8253-5557-9; hb, € 35).

Next to ice hockey, one could venture to say, Canada's history of migration and the pride taken in multiculturalism are the most prominent features of Canadian national identity - well, then why not discuss the two aspects and their relation in fiction in one essay? This essay collection presents a number of startling juxtapositions and innovative insights into the complexity and richness of migration narratives – a field

that is not only continuously 'on the move' but also increasingly relevant in the globalized world of today.

A mere glance at the table of contents suggests that – to quote Bob Dylan – “something is happening here, but you don't know what it is.” The titles align commonplace complex terms of critical discourses on migration - ethnicity, identity, hybridity, space - with expressions that herald individual agency and change, in a transition 'across' or 'beyond' cultural borders: via affect, mediation, or catharsis. This movement is underscored by the prominence of 'trans'-compounds, which notoriously mark the rejection of dichotomous concepts in favor of more fluid visions: translation, transmigration, transnational, transcultural. In the introduction the editors signal that indeed something more is happening here: the somewhat negative readings of migrants' in-between states (i. e. causing instability, relativity, uncertainty, alienation, etc.) are not only giving way to more optimistic interpretations as barriers of here and there, now and then, self and other are overcome. In fact, “[m]igrancy' [is increasingly seen] as a basic condition of contemporary life,” (10) which suggests that nomad identities and multifarious realities concern each and everyone of us – a development that calls for new frameworks of thinking.

Several contributions in *Migration and Fiction* deal with the use of the hybrid narrative form of the 'short story cycle' as a genre that captures the intricate identity processes and emotional worlds of migrants. Intriguingly, the collection at hand resembles the assumed academic equivalent, a 'critical essay cycle', so that although each contribution can be valued as separate entity, the essays appear to acquire additional meaning in the context of the whole collection. The first and the last essay form a thematic frame: they are not only written by two Canadians, one critic and one writer, they also provide the reader with direct, off-hand insight into contemporary migrant existences and transcultural experiences.

In this sense, Smaro Kamboureli's essay takes us directly to the thematic core of the collection. Her reflections are representative of the entire 'cycle', as she accentuates the necessity to question and deconstruct “the chronotype of diaspora” (19) – a call that she herself masters impeccably by meta-critically analyzing her own experiences as a cosmopolitan Canadian returning to the country of her parents, Greece. There, “the already strained gap between theory and practice” (22) is dramatically intensified when her father is diagnosed with cancer in a final, 'diasporic' (as it is ironically termed in medical jargon) stage. In a critical discourse that integrates bits and pieces of information, pasted into the text like post-its – notes, letters, diary entries and photos – she touchingly captures the inexorable denseness of third space(s); she discusses the use of affect in critical writing and the “pathology” of diaspora by linking up the body to ideas of origin, genetics, locality, intimacy, natality as well as to that of illness, death, and medicine – an emotional labyrinth that finds its temporary resolution in individual translation.

Konrad Groß's essay is likely the ideal follow-up to Kamboureli, as he turns our attention to the discourse on transculturalism, which is widely acknowledged for and increasingly applied beyond the analysis of migrant literature. His interpretation of a broad spectrum of migration narratives traces a development from multi-ethnic idealism, over multicultural ghettoisation, to transcultural agency, which indicates that silence can be overcome and re-appropriated in the meeting and merging of different cultures.

A number of contributions in *Migration and Fiction* emphasize the dichotomous interpretation of migrant experiences – a perspective, which although more or less phased-out, must be taken account of. Read as part of a 'critical essay cycle', these approaches interact with other essays which verify that migrant identities and writing (as well as criticism) are indeed undergoing a process of change – the

prominent tenor being that the collective trauma of diaspora is replaced more and more by individual cosmopolitan identities and universal themes. Thus, in a contribution on gender and migration de Luca points out that the transcultural experience also concerns "the different selves that co-exist within a person's variegated and constantly changing identity" (67). In a comparative analysis of recent short story cycles, Maria Löschnigg highlights how the "migratory paradox" (146) is gradually overcome, while Elisabeth Damböck in relation to recent South Asian Canadian texts suggests a "changed state of mind" (77): anti-nostalgia and transnationalism characterize what she loosely terms transmigrant literature (not obviously related to the 'écritures transmigrantes' introduced elsewhere by Gilles Dupuis). Anti-nostalgia as well as the focus on individual "rites of passage" also turn up at a later point in the collection, when Martin Löschnigg investigates Alice Munro's semi-fictionalized family history of migration.

Birgit Neumann's study on the semantization of space and Michelle Gadpaille's astute evaluation of identity-founding as well as 'othering' dynamics of language, present very specific and theoretically thought-provoking examinations, also giving consideration to the impact of globalization processes on literature. Further new and unexpected insights are offered by Jason Blake (on immigration and ice hockey fiction) and Klaus Martens (a meditation on transcultural aspects in F.P. Grove's life and later work), while Yvonne Völkl (on Monique Bosco) provides the only analysis of francophone literature. On the whole, one might wish for more comparative references considering the cutting-edge transcultural approaches found in Quebecois criticism. What unites most of the essays is an outspoken interest in the analysis of narrative techniques – a feature that pays worthy tribute to the pioneer of Canadian studies in Graz and acclaimed narratologist, F. K. Stanzel, whom the collection is dedicated to.

In the closing essay, Armin Wiebe, a Menonite writer with Ukrainian roots, who grew up in southern Manitoba and later lived in an aboriginal community in Northern Manitoba, describes his creative literary and linguistic explorations in Plautdietsch, High German, English and Dogrib (native) languages. Here, the reader experiences the transcultural migrant imaginary at its best; no need to say, this 'critical essay cycle' adroitly arranged by Maria and Martin Löschnigg provokes the reader to re-turn (to) its pages: something is happening here, and we're getting closer to understanding what it is.

Nora Tunkel

Thomas Waugh, *The Transgression of Romance in Canada: Queering Sexualities, Nations, Cinemas*, Montreal et al.: McGill-Queens University Press, 2006 (599 pp.; ISBN 978-0-7735-3146-8; pb; C\$ 34.95)

The Transgression of Romance in Canada is a surprising volume – and not only because of its sheer size of 599 pages. Whereas other authors writing about queer cinema (or any other thematic section of film) have either given the reader an academic discussion of the genre at hand or a compendium, Thomas Waugh has endeavoured to do both. The result is a book which will be called a standard in its field for a long time to come. The book is encyclopaedic, erudite, frank and humorous, which makes it not only a joy to read but as complete a study of its field as seems possible. Thomas Waugh, who teaches the arts in Canada, HIV/AIDS studies and queer studies at Concordia University and is the Film Studies Graduate Programme Director at the Mel Hoppenheim School of Cinema, has achieved such an outstanding work that Bruce LaBruce, filmmaker, writer and photographer, was in doubts whether he could actually write an introduction to it. But La Bruce comes to the

conclusion: "Tom's tome is not merely a bold step toward redressing the historical neglect of a disenfranchised cinematic minority. It's about a whole spectrum of minorities that have been marginalized within a realm that is itself marginal: Canada" (xv), whereby he emphasises a crucial point of the study. Not only is Canadian film studies a marginal field – as is queer film studies –, the volume combines these 'minority topics', if you will. Another forte of the volume is that it spans the whole range of queer (or LGBT) studies and does not, like many volumes preceding it, focus on either gay male, lesbian or other cinema.

A volume of such a size needs a strong structure, a desideratum which Waugh meets with elegance. The first part of the book is called "Ten Episodes" and tackles different aspects of queer identities as can be found in Canadian cinematographic productions, but it also outlines the plurals in the subtitle of the book. Waugh shows his wide-ranging conceptualisation of sexualities, i.e. sexual identities, concepts and undertones, but also his ambitious aim of not marginalising any of the Canadian nations or footing in anyone of them. He also widens his scope by addressing not only cinema as it may traditionally be defined but filmic and cinematographic productions of many different genres. This discussion is followed by the second part of the book, the "Portrait Gallery" which Waugh subtitles "Movers and Shakers", short biographic sketches of the people the author sees as elementary for the development of queer cinemas in Canada. This part of the book and the extensive bibliography make the volume a compendium as well as a thorough study of its topic.

Not being a stranger to the arduous task of defining thematic units in a large field myself, the present author can only commend Waugh for his seamless choice of chapters in the first part of the volume. As outlined above, the first of these chapters is used for definitions mainly, a task absolutely essential in the field of queer studies, which by no means use terminology in congruent

ways. Waugh wrote this introduction in India, which adds scope to the conceptualisation. It is by way of this introductory chapter that he contrasts ideas of masculinity in India and Canada, that he approaches ways of shaping sexualities and gender identities, and that he thus establishes one more justification for the plural forms of his work's subtitle. The contrast is stark and opens up the reader's mind to definitions and approaches that could not be more varied.

As Waugh also mentions here, there is a rough chronology in the volume so that his next chapter deals with concepts of masculinity in the post-WW II years. This is the only way to approach the concepts of sexual identity in an era in which outright queer identities could neither be shown nor lived. The next chapters deal with concepts such as the Sexual Revolution, urban sexualities, the correlation of urban space and coming of age, the politics of the National Film Board, corporality, sex and money, and HIV/AIDS. They follow a basic chronology, but the author necessarily has to divert from that, following his concepts through different eras. The final 'episode,' "Of Bodies, Shame and Desire," is used as a conclusion and summary of the concepts. This structure leaves nothing to be asked for and spans concepts and ideas that approach identities from several viewpoints. One of the fortes of the single chapters is the correlation with historic developments and pan-societal processes, which embed the history of queer cinematography into the wider context of Canadian cinematography rather than segregating and marginalising it.

The second part of the book, the biographical sketches, does not come across as an afterthought or appendix, but constitutes an integral part of the book, putting flesh on the bone of the excellent conceptualisations of the analytical chapters.

A word should also be lost on the illustrations. The volume has well over a hundred illustrations, ranging from portraits to more or less explicit stills from films and videos. In all cases the pictures are well-integrated

into the text, and even the more explicit ones serve a clear purpose and thus avoid the reproach of mere pornography.

Summing up, *The Romance of Transgression in Canada* will not only have to be considered a standard work in its field, it is also immensely readable and can serve as a compendium – for researchers and students approaching the topic for the first time as well as for readers familiar with the topic at hand.

Michael Heinze